

## Long Version:

### iTod – Ich und mein Tod im digitalen Zeitalter

Das Internet vergisst nicht. Auch dann, wenn jemand stirbt, bleiben seine Spuren, die er im Internet hinterlassen hat, erhalten. Das ist einerseits für Angehörige schwierig, wenn sie in sozialen Netzwerken immer wieder mit den Spuren des Verstorbenen konfrontiert werden, andererseits bietet diese digitale Form der Unendlichkeit unter Umständen auch Trost.

Es gibt nicht nur im Internet neue Formen, sich mit dem Tod in unserer Gesellschaft auseinander zu setzen – und es bedarf erneuter Reflektion, auch über den eigenen Tod. Die Ausstellung **iTod** (25.11.12 - 21.12.12) in Jena bietet einen Raum für Fragen, für Reflektion und Auseinandersetzung rund um den (eigenen) Tod im digitalen Zeitalter.

Der eigene Tod ist nicht erfahrbar. Sobald wir tot sind, ist es uns zwangsläufig nicht mehr möglich, über den Tod zu reflektieren bzw. unsere Gedanken dazu zu formulieren. Wir können uns ihm nur annähern, indem wir uns vorstellen, wie es ist zu sterben oder tot zu sein. Eine Annäherung erfolgt auch dadurch, dass wir den Tod Anderer erleben. Der Tod Anderer geht uns auch deshalb so nahe, da er uns an die eigene Sterblichkeit erinnert.

Einerseits wird der Tod immer omnipräsenter und sichtbarer; in den Medien werden wir täglich mit real Sterbenden, mit fiktiven Toten und deren Leichen (z.B. in Crime-TV-Sendungen) konfrontiert. Andererseits verdrängen wir den Gedanken daran, dass Nahestehende und nicht zuletzt wir selbst – und das sogar, rein hypothetisch, – in jedem einzigen Augenblick sterben können. Dabei kann es durchaus eine Bereicherung von kathartischem Charakter sein, sich mit der eigenen Vergänglichkeit auseinander zu setzen ...

Die Ausstellung **iTod** in Jena fordert Künstler und Rezipienten gleichermaßen dazu auf, sich gedanklich mit dem eigenen Tod zu befassen. Ausgangspunkt ist ein kleiner, vorerst schlichter Holzsarg (Maße: 440 x 312 x 135 mm), der allen sieben teilnehmenden Künstlern zur Verfügung gestellt wurde, um ihren Gedanken zum Tod Ausdruck zu verleihen. Die Ergebnisse sind ganz unterschiedlich und multimedial ausgefallen, haben aber alle gemeinsam, dass sie eine Symbiose aus dem nötigen Ernst und Humor bilden.

Der eigene Tod ist kein Thema, bei dem man schreiend wegrennen oder in Tränen ausbrechen muss. Vielmehr ergeben sich aus den interaktiven, spielerischen Ansätzen Denkanstöße, die den Rezipienten einladen, sich selbst zu fragen, wie er womöglich einen solchen Sarg gestalten würde. Wie er zum Tod steht. Wie er beerdigt werden möchte, was von ihm bleiben soll (außer eines Facebookprofils o.ä.). Unweigerlich wirft eine solche Konfrontation in den Räumen der Unterbühne des Theaterhauses Jena auch Fragen über das Leben auf: Würde ich morgen sterben, wäre ich zufrieden mit meinem bisherigen Leben? Was würde ich anders machen wollen? Etc.

Es sind ernste Fragen, um die es in iTod geht, die sinnstiftende Antworten fördern können, die aber nicht nur nachdenklich machen, sondern ebenso ein Lächeln hervorrufen können.

So ist „**Mr. Sargi**“ eine Personifikation des Todes in Form eines adrett gekleideten Sarges, der auf niedliche Weise daran gemahnt, dass er unser aller ewiger Freund ist. Das humorvolle Video zur Installation von „Mr. Sargi“ zeigt ihn unterwegs auf den verschiedensten Stationen unseres Lebens: Im Geburtssaal, in der Badewanne, im Urlaub, vorm PC ... er ist immer dabei und überall anwesend. Wir gehören ihm alle. Dabei ist er gar nicht der furchterregende Schnitter, das klappernde Skelett, das wir aus den Totentänzen vergangener Jahrhunderte kennen, sondern ein freundlich winkender und uns irgendwann (an)rufender Sargi. Unser Freund, der Tod.

„Mr. Sargi“ ist die Idee vom Künstlerkollektiv Kollaps, hinter dem sich der Jenaer Wissenschaftshistoriker Michael Marker und die Künstlerin und Cartoonistin Julia Tripke verbergen. Julia Tripke ist zugleich Initiatorin und Kuratorin der Kunstaussstellung iTod.

Humorvoll umgegangen wird auch mit der (nicht zustande gekommenen) Installation „**I’m strictly against it!**“ von Feinfinger aka Michél Nettlein und Stefan Kowalczyk. Wie eine Gedenktafel gemahnt der Platzhalter: „Leider verstarb die Idee vor ihrer Umsetzung. Wir trauern um: „I’m strictly against it!““. Ein Schmunzeln. Und dann der Gedanke: Vielleicht besteht das Kunstwerk lediglich aus dem Konzept einer verstorbenen Idee? Gab es gar keine Installation, sondern eben „nur“ die Idee von etwas, das vor der Umsetzung „verstirbt“ und somit nie zur Welt kommt? Damit wäre „I’m strictly against it“ ein interessanter Beitrag zur Schnittstelle zwischen Konzeptkunst und Tod. Konzeptkunst entstand in den 1960er Jahren in den USA und stellte die Idee vor / über die Umsetzung und Ausführung eines Kunstwerkes. Was aber, wenn die Idee verstirbt? Was passiert überhaupt mit all jenen Ideen, die nie ihre Ausführung fanden?

Ein Blick auf die Internetseite der Ausstellung lässt jedoch derartige Gedanken hinfällig werden: Der Titel ist offenbar einem Zitat Woody Allen’s entlehnt: „Still, I’m strictly against it“ und die Anmerkung zur Installation „Die schöne Kiste – vom Erdmöbel zum Wandschmeichler“ suggeriert: Hier gab es wirklich nicht nur die Idee einer verstorbenen Idee im Sinne der Konzeptkunst, sondern es war eine konkrete Installation angedacht. So oder so: Die Installation und ihre (verstorbene) Idee können einige Gedanken zum Zusammenhang von Anwesenheit / Abwesenheit und Tod hervorrufen.

Was den Tod so unheimlich und einschneidend macht, ist die Tatsache, dass er eine Person in ihrer Individualität für immer abwesend sein lässt. Der verstorbene Mensch kann niemals mehr in diesem Leben anwesend sein. Daher begegnen wir Bildern / Fotos von zum Zeitpunkt der Aufnahme noch lebenden, nun aber toten Menschen mit Ehrfurcht. Sie vermitteln für einen Augenblick die Illusion der Anwesenheit des Verstorbenen, sie helfen uns zu erinnern. Das Foto eines Menschen, der noch lebt, verändert sich in unserer Wahrnehmung, wenn der Abgebildete gestorben ist. Es zeigt einen Abwesenden – manchmal selbst dann, wenn derjenige lebt, sich aber an einem anderen Ort befindet.

Die Arbeit von AMBECH „**Anch**“ verweist auf das Verhältnis von Ich, Tod, Abwesenheit und Unendlichkeit. Die multimediale Installation des Ilmenauers besteht aus dem am Boden auf einem Podest liegenden Holzsarg, auf dem ein Beamer ein Anch auf eine schräg darüber befestigte Projektionsleinwand wirft. Gleichzeitig befindet sich an der Wand eine weitere Projektionsfläche, auf der zeitverzögert das gefilmte Bild der Installation übertragen wird. Die Interaktivität besteht darin, dass Besucher sich zwischen die Projektion bewegen / beugen können, um ihr Bild in der filmischen Aufzeichnung / Wiedergabe zu hinterlassen. Die verzögerte Wiedergabe der Aufzeichnung „ermöglicht dem Akteur eine Rezeption im Jetzt“.

Die Installation spielt demnach mit dem Sachverhalt von Bild und Tod. Durch die Verzögerung kann der Akteur feststellen: Ich selbst befinde schon nicht mehr in der Installation, und trotzdem habe ich mein Bild als eine Spur hinterlassen. Wir alle lassen im Leben solche Spuren zurück und nehmen dadurch teil an einem minimalen Stück der Unendlichkeit. Dies schlägt einen Bogen zum Anch selbst, dem in der Installation verwendeten Symbol. Das Anch-Kreuz stammt aus Ägypten und „verweist auf die Aufhebung der Trennung vom Selbst durch den Tod und die damit geschaffene Unendlichkeit des Seins.“

Durch das, was wir hinterlassen, werden wir zwar nicht unsterblich, können aber unter Umständen unsere Endlichkeit hinauszögern, indem wir für längere Zeit an uns erinnern. Dieser Grundgedanke prägt die Kunstgeschichte seit ihren Anfängen. So gibt es den Mythos über den Ursprung der Malerei, der auf folgender von Plinius dem Älteren überlieferten Geschichte beruht: Eine junge Frau aus Korinth zeichnet beim Abschied von ihrem Liebsten, den sie nicht in den Krieg ziehen lassen möchte, seinen Schattenriss an eine Wand, um während seiner Abwesenheit einen Teil von ihm, sein Abbild, bei sich zu haben. Diese Geschichte fand zahlreiche Verwendung in Darstellungen der Kunstgeschichte, bspw. in „The Corinthian Maid“ von Joseph Wright von Derby (1782-1784). Ebenso wie Abbildungen verweisen auch Schriftstücke auf Menschen und ihre Gedanken. Indem wir Texte von bekannten Schriftstellern wie Johann Wolfgang von Goethe aufbewahren und lesen,

gestehen wir ihm ein Stück weit Unendlichkeit zu.

In der Akustikinstallation „**Extemporalis**“ des Künstlerkollektivs aus München „Das glückliche Ohr“ werden Texte eines mehr als hundert Jahre alten Tagebuchs von 1906 bis 1912 verwendet. Die Verfasserin bleibt namentlich unbekannt, sie schildert ihre potentiell bevorstehende Beinamputation, die glücklicherweise noch verhindert werden kann. Im Subtext geht es in dieser Arbeit auch um das Erwachsenwerden und die damit verbundenen Herausforderungen. Zugleich erinnert das auditive Format an Hörspiele wie bspw. Hanni und Nanni. Indem Rezipienten in der Ausstellung iTod sich die Akustikinstallation „Extemporalis“ anhören, gedenken sie dieser Tagebuchschreiberin aus einer vergangenen Zeit.

Die Künstler von Dekor Labor aus Gera haben in ihrer Skulptur „**Daytona 500**“ den Holzsarg zu einem ästhetisch-dekorativen Fahrgestell umfunktioniert. Mit schwarzem Glanzlack koloriert, an der Front mit einem Totenkopf versehen und seitlich mit vier großen Rädern ausgestattet, lädt der Sarg ein zur letzten (?) Fahrt. Der Haltegriff, der oben am Sarg befestigt wurde, ruft Assoziationen an getunte Autos und gleichermaßen an Seifenkistenrennen hervor. Beides lässt an mehr oder weniger riskante Fahrmanöver in zu schnellen Autos denken, an Unfälle, an warnende Straßenschilder mit dem Hinweis: „Der Tod fährt immer mit.“

Die Assoziation „Reise“ im Zusammenhang mit dem Tod greift auch Steffen Braumann aus Halle in seiner Installation „**Ungewissheit – guten Flug**“ auf. Man sieht auf einem Tisch den Sarg, der aufgeklappt in seinem Inneren eine schicke Ausstattung mit großen Federn offeriert. Der Sargdeckel erhält dadurch etwas von einem Flügel. Zur Installation gehören darüber hinaus auch eine Damentasche, gefüllt mit ungeöffneten Bierflaschen, drei Fläschchen mit Bildern bzw. einem weißen Pulver darin, sowie einem rosa gerahmten Bild, das aus grünschimmernden Papierresten besteht und wie eine abstrakte Collage anmutet. Auf der iTod-Homepage heißt es dazu: „Einige Beigaben und der Obulus für den Fährmann.“ Ob uns Charon, der Fährmann, nun mit dem Boot auf die Insel der Toten bringt (wie in Arnold Böcklins „Toteninsel“) oder postmodern mit dem Flugzeug... er wird sich gewillt zeigen, den Gaben Schenkenden mitzunehmen. Lediglich wohin die Reise geht, bleibt ungewiss, ebenso wie der Zeitpunkt des Reiseantritts.

Über die Ungewissheit, die Angst vor dem Tod und das Gefühl des Unheimlichen sprechen Yvie Ratzmann und Elise Terranova in „**what are your burial options?**“. Der Holzsarg steht hier erhöht auf einem Podest, aus seinem Inneren leuchtet blaues Licht und lädt dazu ein, den Sargdeckel anzuheben und hineinzuschauen. Im Hintergrund läuft die deutsche Übersetzung des in Englisch gehaltenen Gesprächs zwischen den beiden in Berlin lebenden Künstlerinnen. Sie unterhalten sich über ihre eigene Beerdigung, ihren Beitrag zur Ausstellung und die Gefühle, die dabei in ihnen vorgingen. Was wäre zum Beispiel, wenn der zur Verfügung gestellte Sarg nicht die verkleinerten, handlicheren Maße gehabt hätte, sondern reale, menschliche Größe? Hätte man sich – gewissermaßen probenhalber – hineinlegen mögen? Das sehr persönliche Gespräch zwischen den beiden gibt Einblicke in ihre Einstellung zum Sterben und reflektiert auch darüber, das das aufgezeichnete Gespräch etwas von dem sein wird, was von ihnen bleibt, wenn sie sterben.

Der Tod, der so umfassend ist, dass er uns alle betrifft (Mr. Sargi, unser aller ewiger Freund), kann sehr persönliche Gedanken und Gefühle hervorrufen. Sowohl bei den Künstlern, die für die Ausstellung iTod aufgefordert wurden, sich mit dem eigenen Tod zu beschäftigen, als auch bei den Rezipienten. Jeder ist schon auf irgendeine Weise mit dem Tod in „Berührung“ gekommen. Diese enorm individuelle Auseinandersetzung spiegelt sich in allen Objekten der Ausstellung und nicht zuletzt auch in der Sargpost wider. Anhand der Sargpost sind die Besucher aufgefordert, ihre eigene 160 Zeichen-Nachricht an den Tod zu hinterlassen. Liest man diese, bekommt man einen intensiven Einblick in die Gedanken, die uns alle irgendwann einmal beschäftigen. Indem man diesen Gedanken Ausdruck verleiht, ob in Form eines Kunstwerks, einer Sargpost-Nachricht oder

eines Gesprächs über den Tod und das Sterben, fällt es womöglich leichter, sich mit einem Thema auseinander zu setzen, das viel zu lange Tabu-Thema war.

### **Literatur:**

Belting, Hans (2001): Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. München  
Macho, Thomas und Kristin Marek (Hrsg.) (2007): Die neue Sichtbarkeit des Todes. München  
Mitchell, W.J.T (2005): Das Leben der Bilder. Frankfurt am Main  
Sykora, Katharina (2009): Die Tode der Fotografie. Totenfotografie und ihr sozialer Gebrauch.  
München

Verfasserin: Laura Penning, Kunstwissenschaftlerin aus Berlin